

A.D. GARRETT  
Schnittmuster



GOLDMANN  
Lesen erleben

## *Buch*

In Manchester tauchen die Leichen mehrerer Drogensüchtiger auf. Junkies, an irgendeiner Designerdroge gestorben – nichts Besonderes. DI Kate Simms' Vorgesetzte geben den Fall gerne an ihre nicht sonderlich geschätzte Mitarbeiterin weiter. Als aber eine Prominente am gleichen Stoff stirbt, werden die Medien aufmerksam. Dann wird eine weitere Frauenleiche gefunden: grausam zugerichtet, mit einem merkwürdigen Zickzackmuster auf dem Rücken. Simms braucht dringend Hilfe in diesem bizarren Fall. Und es gibt nur einen Menschen, dem sie blind vertraut: Forensik-Professor Nick Fennimore. Simms und Fennimore ermitteln – und ahnen nicht, dass sie selbst längst am Abgrund stehen ...

## *Autor*

A. D. Garrett ist das Pseudonym der preisgekrönten Thriller-Autorin Margaret Murphy und des renommierten Forensik-Professors Dave Barclay.

A.D. Garrett

---

Schnittmuster

Thriller

Aus dem Englischen  
von Claudia Franz

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»Everyone lies« bei C & R Crime,  
an imprint of Constable & Robinson, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
deutsche Erstveröffentlichung Juni 2014  
Copyright © der Originalausgabe  
by A. D. Garrett 2013  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagbild: FinePic®, München  
Redaktion: Susanne Bartel  
LT · Herstellung: Str.  
Satz: DTP Service Apel, Hannover  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-48039-5  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Dieses Buch  
ist den forensischen Wissenschaftlern  
und Verbrechenanalytikern gewidmet



## Prolog

Sie nennt den Mann Vilcakis, was ihm gefällt, weil er nichts mit dem Namen verbindet. Nur ein paar Striemen, hat er gesagt, und sie war einverstanden, weil alle Mädchen es tun. Er hat ihr auch ein Geheimwort genannt, das sie sagen kann, wenn er aufhören soll. Es war gar nicht schlimm, beim ersten Mal nicht und auch nicht beim nächsten: drei leichte Striemen, die kaum wehtaten. Er war nett und fand sie schön. Er legte sogar noch zwanzig drauf und gab ihr etwas, damit sie den Schmerz nicht mehr spürte.

Erst beim dritten Mal tat es ziemlich weh. Sie sagte das Geheimwort, aber vielleicht nicht richtig, oder er hatte es geändert, jedenfalls hörte er nicht auf. Er machte immer weiter und weiter, und selbst, als sie das Geheimwort schrie und ihn anflehte – ihn *anflehte* –, hörte er nicht auf. Danach brauchte sie viel von dem Medikament, damit der Schmerz nachließ.

Im Nachhinein mag es albern klingen, aber damals kannte sie den Namen des Medikaments nicht. Erst später, als sie mehr Zeit auf der Straße verbrachte, erfuhr sie, dass sie nach Smack, Candy, Schnee oder H fragen musste, denn auf der Straße dreht sich alles ums Geschäft. Wenn es sich dann auf dem Löffel befindet und du es aufkochst, kannst du ihm den Namen von Personen geben: Henry, Helen, Bruder, Junge – eine richtige Familie. Und wenn es in dir ist und die Welt in sanftes Licht getaucht scheint, dann fühlst du dich glücklich. Der Zustand währt allerdings nicht lange, denn Heroin ist ein Judas, ein schlech-

ter Freund, der dich betrügt. Es ist ein grausamer Liebhaber, der dich mit deiner Sehnsucht nach ihm allein lässt. Irgendwann brauchst du es dringender als Sauerstoff, und in deinem Kopf schreit es: Ich will dich, ich will dich sofort!

Ihre Freunde sprechen vom Affen, aber damit haben sie Unrecht. Es ist vielmehr eine wilde, grausame Bestie, die brüllt, sich in dir verkrallt und dir das Fleisch von den Knochen reißt. Der Schmerz des Auspeitschens und das Verlangen nach der Droge haben sich schon vor langer Zeit miteinander vermischt und lassen sich kaum noch trennen. Es sei denn, das Verlangen nimmt überhand.

Sie hatte geschworen, dass er ihr nie wieder wehtun würde, aber sie lässt es immer noch zu, dass der Mann, den sie Vilkacis nennt, sie zu seinem Vergnügen auspeitscht. Währenddessen denkt sie an nichts anderes als daran, wie schön es sein wird, wenn die Bestie besänftigt ist.

Vilkacis hat ein neues Spiel eingeführt, das er Schottenkaro nennt, und jetzt ist ihr Körper kreuz und quer mit Schnitten überzogen, und der Schmerz brennt wie Feuer. Heroin weckt das Verlangen, aber es vertreibt auch den Schmerz, also verkriecht sie sich, wenn er mit ihr fertig ist, an schmutzigen Orten wie diesem, wo das Bett nicht bezogen und die Matratze mit Flecken übersät ist, um sich einen Schuss zu setzen.

Inmitten von Dreck, bröckelndem Putz und menschlichen Exkrementen säubert sie mit antiseptischen Tüchern Hand, Injektionsstelle und Löffel. Sie besitzt zwei Löffel, mit einem davon zerstößt sie das Zeug, damit es sich richtig auflöst. Sie hat eine Flasche Wasser dabei und teure Zitronensäure, die sie in der Apotheke gekauft hat, da der Saft aus den Plastikzitrone Sporen enthält und blind machen kann. Selbst hier und jetzt, in diesem elenden Loch, während die Bestie brüllt und ihr Inneres zerreißt, lässt sie Vor-

sicht walten. Denn irgendwo auf dem Weg in den Abgrund gibt es diesen Zustand vollkommener Harmonie, wenn der Schmerz nur noch sanft wärmend von der Haut abstrahlt und das Verlangen schweigt. Dann denkt sie an ihre Familie und daran, was sie verloren hat, und selbst nach all den schrecklichen Dingen, die sie getan hat, erscheint es ihr in diesen Momenten möglich, dass alles noch gut werden wird.

Sie zündet das Feuerzeug an und hält es unter den Löffel – nicht zu lange, damit nichts von der kostbaren Flüssigkeit verbrennt. Der Stoff löst sich problemlos auf. Es sind kaum Verunreinigungen herauszufiltern, und sie ahnt bereits, dass der Flash sie überwältigen wird. Sie legt das Baumwollende eines Wattestäbchens hinein, summt leise vor sich hin, um ihre Nerven zu beruhigen, greift dann zur Kappe einer sauberen Spritze und zieht die Flüssigkeit durch die Baumwolle auf. Die Injektion ist der schönste Moment, allein die Vorfreude darauf besänftigt sie. Es zahlt sich aus, dass sie ihre Venen pfleglich behandelt. Sie findet sie problemlos, sieht die Nadel eindringen und nimmt erleichtert den winzigen stechenden Schmerz wahr, als sich die scharfe Spitze erst durch die Haut und dann in die blaue Schlange ihrer Vene bohrt. Sie atmet langsam ein und zieht den Kolben ein Stück heraus. Ein winziges bisschen Blut wirbelt durch die braungelbe Flüssigkeit im Zylinder. In ihrem Mund sammelt sich Spucke, als sie den Kolben langsam wieder hineinschiebt und der Blutstrahl in der Nadel und dann in ihrem Körper verschwindet. Als sie sich die gesamte Flüssigkeit gespritzt hat, zapft sie noch einmal Blut ab und schiebt den Kolben ein zweites Mal in den Zylinder, um sich auch noch die letzten Spuren der Droge in den Blutkreislauf zu spülen. Dann zieht sie die Nadel vorsichtig heraus und wartet auf den Moment, in dem das Gebrüll der Bestie verstummt.



# 1

## *Ein simpler Fall von Beobachtung und Schlussfolgerung.*

A. C. Doyle, *Das Geheimnis von Boscombe Valley*

Montagsmorgen, neun Uhr, Hörsaal A12 der Robert Gordon University, Aberdeen. Der kleine, beengte Raum war sicher nicht der attraktivste Hörsaal auf dem Campus an der St. Andrews Street, aber Professor Nick Fennimore mochte ihn und ließ ihn sich zuteilen, wann immer es ging. Die Wände waren mit fleckigem, ockerfarbenem Kiefernholz verkleidet, und die Bestuhlung stieg in einem sanften Rund an, sechs Plätze zu jeder Seite des Mittelgangs. Auf dem Boden neben dem Vorführtisch waren ein paar Brandflecken zu erkennen – Spuren seiner berühmten Demonstration zum Thema »Benzin ist ein guter Feuerlöscher«.

Heute saßen, beziehungsweise hingen, fünfzig Studenten in den ansteigenden Stuhlreihen, unterhielten sich, schrieben SMS oder schliefen den Kater vom Wochenende aus. Das Neonlicht, das von den Wänden reflektiert wurde, verstärkte die gelbliche Blässe der Stammgäste der Clubs in der Union Street. Die letzten Nachzügler trotteten erst kurz vor neun in den Saal und entledigten sich ihrer Jacken, Mützen und Schals. Aberdeen im Winter war nichts für Weicheier.

Nick Fennimore war zweiundvierzig, obwohl er für fünfunddreißig hätte durchgehen können. Er war überdurchschnittlich, wenn auch nicht übertrieben groß, sehr

schlank und hatte kräftige, breite Hände mit mehr Schwierigkeiten, als man es von einem forensischen Wissenschaftler erwartet hätte. Sein dunkelbraunes Haar war stets kurz geschnitten. Ob er nun Vorlesungen hielt oder Tatorte besichtigte – was mitunter verlangte, in Gräben zu steigen und mit den feuchten Überresten von Leichen herumzuhantieren –, Fennimore trug stets Anzug und Krawatte. Nicht weil es einen entsprechenden Dresscode gab – er war nur einer von zwei Lehrenden an der Uni, die regelmäßig im Anzug auftauchten –, sondern weil er sich nach all den Jahren bei der Polizei einfach wohler so und sicher fühlte. Er räusperte sich, das Murmeln verstummte, und nachdem auch der Letzte einen Platz gefunden hatte, schauten ihn seine Kursteilnehmer erwartungsvoll an.

»Was ist das wichtigste Instrument eines Forensikers?«

Vor ihm saßen Studenten im ersten Studienjahr. Sie waren seit ein paar Monaten dabei und hatten schon ein bisschen von ihrem anfänglichen Glanz verloren. Fennimore bekam ein gemurmertes, leicht gequältes »DNA« zur Antwort.

»Tatsächlich?«, fragte er. »Hier sollen die oberen zehn Prozent von Schottlands brilliantestem Nachwuchs sitzen, und mehr fällt Ihnen dazu nicht ein?« Das war Fennimores bevorzugter Ansatz: mit Provokationen durchgesetzte Schmeicheleien.

Die Rebellen unter seinen Zuhörern fuhren empört auf, aber niemand hatte eine Alternative anzubieten.

»Ich weiß, ich weiß ... Es ist Montag ...« Er nahm ein Reagenzglas aus dem kleinen Ständer vor ihm. »Okay, dann eben eine leichtere Frage. Was ist das hier?«

»Eine strohfarbene Flüssigkeit.« Der Beitrag eines dunkelhaarigen Typen mit gestutztem Ziegenbärtchen.

»Interessant.« Fennimore starrte stirnrunzelnd auf sei-

nen Laptop, der aufgeklappt auf dem Vorführtisch stand, und wandte sich dann noch immer stirnrunzelnd dem Inhalt des Reagenzglases zu. »Es sieht aus wie Urin und befindet sich in dem Reagenzglas, mit dem wir normalerweise Urinproben nehmen, aber Sie sind nicht geneigt, das Risiko einzugehen und auf ›Urin‹ zu tippen?«

»Keine Chance.« Ein paar Studenten lächelten.

»Warum nicht?«

»Weil ... Das wäre nicht sehr wissenschaftlich.«

»Und Wissenschaftler raten nicht?«

»Nicht solange sie nicht alle Fakten kennen.«

Fennimore lächelte. »Dummerweise kennen wir nie alle Fakten. Vermutlich wollten Sie sagen, dass es offenbar nicht unter meiner Würde ist, ein paar alkoholbenebelten Erstsemestern eine Falle zu stellen – worauf Sie wiederum nicht hereinzufallen geneigt sind.«

Der Ziegenbart grinste und genoss die Aufmerksamkeit, die ihm zuteilwurde.

»Schön.« Fennimore hielt das Reagenzglas ins kalte weiße Licht der Energiesparlampen. »Nur für die Akten, das hier ist Urin. Das Problem mit Urin ist, dass man von Glück sagen kann, wenn man ein paar Epithelzellen von der Harnröhre bekommt. Die DNA wird bei der Identifizierung eines Urinierenden also nur in den seltensten Fällen weiterhelfen – selbst wenn man es mit einem tätlichen Angriff zu tun hat und das Opfer vom Täter angepin-kelt wurde, was eine Perversion darstellt, die nicht Gegenstand dieser Vorlesung sein kann.« Die letzte Bemerkung war keine Provokation, sondern schlicht eine Tatsachenbehauptung. »Um aber auf meine ursprüngliche Frage zurückzukommen, unser wichtigstes Instrument ist ...«

»Beobachtung.« Josh Brown überraschte Fennimore gleich in doppelter Hinsicht: dass er überhaupt da war

und dass er ihn nicht gesehen hatte. Allerdings besaß Josh Brown die Gabe, nicht aufzufallen – bis er selbst entschied, auffallen zu wollen. Und das wollte er jetzt offenbar.

Gegenstand der Vorlesung war »Beobachtung und Bewertung«. Der Titel war so auch im Vorlesungsverzeichnis zu finden und wurde zusätzlich von Fennimores Laptop auf die Leinwand hinter ihm projiziert.

»Richtig«, sagte er. »Sie bekommen trotzdem nicht die volle Punktzahl, weil die Antwort ja dick und fett an der Wand steht.« Er schaute sich um, und einige Studenten stöhnten genervt auf, weil sie es übersehen hatten. Fennimore schlug sich an den Kopf und gab den waschechten Studenten. »Montagmorgen. Was für ein Albtraum!«

Seine Zuhörer entspannten sich ein wenig und grinsten. Ein, zwei Studentinnen lachten.

Er nickte dem technischen Mitarbeiter zu, der im hinteren Teil des Raums im Glaskasten saß, und an der Wand zu seiner Rechten erschien ein zweites Bild. Es war eine Projektion des Reagenzglasständers, vergrößert auf einen Meter. »Okay. Irgendwelche Beobachtungen?«

Eine dunkelblonde Frau in der dritten Reihe hob die Hand. »Unterschiedliche Farben?« Sie war erst kürzlich von einer der kleineren Hebriden-Inseln nach Aberdeen gezogen, eine gute Studentin, die aber selbst noch nicht davon überzeugt war.

»Farben oder Nuancen?«

»Mhm ... Beides?«

»Beschreiben Sie es mir.«

»Na ja, Sie sehen es doch«, sagte sie verlegen.

»Sehen können wir alle, aber können wir auch beobachten?«, fragte er in Anlehnung an Sherlock Holmes.

Sie wurde rot und runzelte die Stirn, aber er hielt ihren Blick fest. Schließlich fügte sie sich ins Unvermeid-

liche, holte Luft und begann: »Es sind Nuancen von Zitrone und Honig und blassem Bernstein und Karamell zu erkennen.«

War ihr klar, dass sie damit die gesamte Palette der Whiskysorten von den Hebriden beschrieben hatte? Vom blassen Islay-Whisky aus dem Eichenfass bis hin zum Whisky von der Insel Jura, der im Sherryfass ausgebaut wird. »Und das hier?« Er zeigte auf das letzte Reagenzglas im Ständer. In dem künstlichen Licht wirkte die Flüssigkeit fast rosa.

»Das ist anders«, sagte sie. »Das sieht aus ... Nun, es sieht aus, als hätte jemand zu viele Sea Breezes getrunken. Die Farbe erinnert mich an den Cocktail.« Der Kommentator wurde mit Gelächter quittiert.

»Nicht schlecht.« Fennimore schaute sich im Hörsaal um. Nun, da seine Studenten allmählich wach wurden, konnte er sie auch mit weiteren Fakten traktieren. »Wodka entwässert, wie jeder Alkohol – und damit wird aus dem Rosa des Cranberrysafts ein dunkles Pink. Diese Person ist möglicherweise an einer akuten Alkoholvergiftung gestorben. Vielleicht auch nicht – aber die These ist zumindest einen Gedanken wert. Rote Beete kann Urin einen noch eindrucksvolleren Rotton verleihen, und auch das kann durchaus von Interesse für uns sein: Passt es zum Beispiel zu Aussagen darüber, was diese Person zuletzt gegessen hat? Vielleicht war sie ja allergisch gegen Rote Beete und ist daran gestorben.«

Ein paar der Studenten wirkten interessiert, einige hatten sogar zum Stift gegriffen und sahen so aus, als hätten sie vor, ihn tatsächlich zu benutzen.

»Darüber hinaus können Sie die Menge und die Trübung der Urinprobe feststellen. Außerdem, ob Harnzylinder in der Flüssigkeit sind. Okay, lassen Sie uns nun einmal an-

nehmen, wir hätten alles Beobachtenswerte beobachtet.  
Was nun?»

»Geruch«, sagte jemand.

»Ein Beispiel?»

»Nun, der Urin von Diabetikern riecht sonderbar.«

»Definieren Sie ›sonderbar‹.«

»Keine Ahnung ... wie Nagellackentferner.«

»Der im Wesentlichen aus Aceton besteht, natürlich. Im Urin verursachen Ketone den Geruch von Pear Drops. Der künstliche Birnengeruch kommt von der Ketoazidose und ist ein Anzeichen dafür, dass jemand sein Insulin nicht ordnungsgemäß genommen hat. Das kann unter Umständen tödlich sein.« Die Stifte schwebten über den Blöcken, bald hatte er sie. Verschwörerisch beugte sich Fennimore vor. »Wenn Sie nach einer möglichen Todesursache suchen, kann eine tödliche Krankheit aufschlussreich sein.«

Einige wenige erwiesen ihm tatsächlich die Ehre, ein paar Worte zu Papier zu bringen. Sie begannen, einen Sinn darin zu erkennen, Reagenzgläser mit den Körperflüssigkeiten anderer Menschen anzuschauen.

»Ketonurie ist auch ein Indikator für Anorexie. Wenn der Körper, aus welchen Gründen auch immer, ausgehungert ist, beginnt er damit, Fettsäuren umzuwandeln. Er frisst sich selbst auf, um die Zellen am Leben zu erhalten.«

Bei der letzten Erhebung litten fünf Prozent der britischen Bevölkerung an Diabetes. Die statistische Wahrscheinlichkeit wollte es also, dass allein in diesem Hörsaal zwei bis drei Diabetiker saßen, und Fennimore würde darauf wetten, dass jeder einzelne der Anwesenden im Raum mindestens eine Person mit einer Essstörung kannte.

»Das wollte ich eigentlich erst später behandeln, aber da die Sprache schon einmal auf Diabetes gekommen ist ...« Er griff unter den Vorführtisch und holte einen weiteren

bestückten Reagenzglasständer hervor. »Der Urin von Diabetikern riecht oft süßlich. Aber haben Sie schon mal darüber nachgedacht, wie er schmeckt?«

Erschrecktes Raunen ging durch den Saal. »Absolut unbedenklich«, klärte er sie auf. »Frischer Urin ist steril, und Sie können sicher sein, dass die Proben erwiesenermaßen keine Bakterien enthalten. Sie wurden alle von der Univerwaltung abgesegnet.« Grinsend schaute er sich um. »Also, Freiwillige vor.«

Sie prügelten sich nicht gerade darum. Etliche lehnten sich zurück, verschränkten die Arme, schüttelten den Kopf oder wichen seinem Blick aus.

»Sie trauen mir nicht?« Er bemühte sich, ehrlich enttäuscht auszusehen.

»Erst wollen wir eine Demonstration sehen«, rief der Ziegenbart. Eine Welle trägen Gelächters lief durch den Raum. Sie kannten ihn bereits gut genug, um zu wissen, dass Fennimore keiner Herausforderung aus dem Weg ging.

Er nahm das erste Reagenzglas aus dem Ständer und schaute es eine Weile an. »Wenn ich es tue, sind Sie anschließend dran.«

Er wartete, bis alle genickt und murmelnd zugestimmt hatten. Dann zuckte er mit den Achseln, zog den Stöpsel aus dem Glas, verschloss die Öffnung mit einem Finger, drehte das Reagenzglas ein Mal kurz um, berührte mit dem Mittelfinger seine Zunge und schmatzte. »Süß. Stammt also von einem Diabetiker.« Er ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Jetzt Sie.«

Ein paar wenige weigerten sich, aber die meisten überwandten sich und reichten die Reagenzgläser durch die Reihen weiter. Während er sie beobachtete, stellte er fest, dass Josh Brown der Einzige von ihnen war, der genau das tat,

was er auch getan hatte. Als er sicher war, dass die Gläser bei den Letzten angekommen waren, fragte er: »Josh, wonach hat es geschmeckt?«

»Keine Ahnung.«

»Sie konnten nichts schmecken?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Wir sollten doch genau dasselbe tun wie Sie.«

»Würden Sie uns das zeigen?«

Josh stand auf und drehte sich zur Seite, sodass ihn die meisten im Saal sehen konnten, und wiederholte genau das, was Fennimore getan hatte. Wenige Studenten machten ihrem Unmut Luft, aber der Rest wirkte ratlos.

»Noch einmal, bitte, aber diesmal langsam.«

Josh verschloss die Öffnung des Röhrchens mit dem Zeigefinger, drehte es um, drehte es wieder zurück, hob dann seinen Mittelfinger, als wollte er den anderen den Stinkefinger zeigen, und führte ihn an die Zunge.

Irgendwann hatte es auch der Letzte begriffen. Viele schrien angeekelt auf, der ein oder andere würgte sogar.

»Bevor Sie jetzt alle zur Toilette stürmen ...« Fennimore hob das Reagenzglas und kippte die Flüssigkeit auf ex, was weitere Tumulte und wildes Gelächter auslöste. »Energy Drink«, erklärte er.

Fennimore beschloss die Vorlesung ein paar Minuten vor der Zeit. Sie endete mit dem verhaltenen Applaus hochschnellender Klappstühle, als seine Studenten ihre Sachen zusammenrafften, um das Feld für den nächsten Kurs zu räumen, der vor der Tür bereits wartete. In der letzten halben Stunde hatten sie sich mit Toxikologie und Stoffwechsel beschäftigt. Fennimore hatte ihnen weitere Urinproben zur Identifizierung gegeben, unter anderem Beispiele für

die Anzeichen für Infektionen (muffig riechend), für Medikamente gegen Infektionen (leicht schwefelartiger Geruch von Penicillin) und für Drogenmissbrauch, einschließlich der Einnahme von Ephedrin (an Katzenpisse erinnernd), Amphetamin (an trockenen Wein) und Amitriptylin (an Chanel No.5).

Als die letzten Nachzügler hinausschlurften, stellte Fenimore sein Handy wieder an, und es begann sofort zu klingeln. Er meldete sich, klappte gleichzeitig mit der freien Hand seinen Laptop zu und schob seine Papiere zusammen, um für den nächsten Dozenten Platz zu machen.

»Ja?«

»Nick? Hier ist Kate.«

Der Klang ihrer Stimme durchfuhr ihn wie eine Böe an einem stürmischen Tag an der See. Sein Herz pochte, sofort spürte er den Sog der Vergangenheit wie eine gefährliche Unterströmung.

»Kate Simms«, fügte sie hinzu, als würde er ihre Stimme nicht besser kennen als seine eigene. »Können wir reden?«

*Du hast die falsche Nummer gewählt*, hätte er am liebsten gesagt. *Du hast dich geirrt*. Stattdessen hörte er sich erwidern: »Ist schon eine Weile her.«

»Vier Jahre.« Die unvermeidliche Pause, unbehaglich für beide.

Er räusperte sich. »Bist du noch in London?«

»Nein, bei der Greater Manchester Police. In London hab ich nach der Crime Faculty keinen Fuß mehr auf den Boden bekommen.«

»Meine Schuld«, sagte er. »Tut mir leid.«

»Ich würde heute nichts anders machen.«

Plötzlich spürte er sie wieder, diese Last, die er seit fünf Jahren mit sich herumschleppte. Sie schien etwas sagen zu wollen, aber er kam ihr zuvor. »Hör mal, Kate, ich bin

noch im Hörsaal und stehe im Weg. Kann ich dich zurückrufen?«

»Nein, Nick, hör mir zu. Leg nicht auf.«

Er hörte die Verzweiflung in ihrer Stimme und brachte es nicht übers Herz, das Gespräch zu beenden. Also packte er seine Sachen irgendwie zusammen und stand dann im Flur, mitten im Strom der Studenten des nächsten Kurses, den Laptop zu seinen Füßen, während Kate Simms ihm ihr Anliegen schilderte.

Die alle sechs Monate erstellte Kriminalstatistik hatte einen ungewöhnlichen Anstieg von Todesfällen durch Überdosis verzeichnet, und man hatte sie, Kate, in Erfüllung des öffentlichen Schutzauftrags dazu abgestellt, sich um die Sache zu kümmern. »Reine Routine, wie das halt so ist, nichts Spektakuläres oder Anspruchsvolles. Genau richtig für eine erste Bewährung.«

*Erste Bewährung?* Als er an der National Crime Faculty mit Kate Simms zusammengearbeitet hatte, war sie Detective Constable mit besten Karrierechancen gewesen. Ihre Versetzung dorthin war darauf ausgelegt gewesen, die Zeit bis ihrer Beförderung zum Detective Chief Inspector auf wenige Jahre zu verkürzen.

»Kate«, sagte er, »seit der Crime Faculty sind fünf Jahre vergangen.«

»Das musst du mir nicht sagen – sie haben mich vier davon kaltgestellt.«

Er sah sie vor sich, wie sie mit einem verhaltenen Lächeln auf den Lippen dastand und sich in den Zynismus der Polizistin flüchtete. Wieder überwältigte ihn das Schuldbewusstsein.

»Eigentlich war es nur läppischer Papierkram«, sagte Simms. »Musste einfach nur abgearbeitet werden. Ich sollte die Berichte der Coroner lesen und zu dem Schluss ge-

langen, dass die Zahl der Drogentoten nur kurzfristig etwas angestiegen sei. Kein Grund, sich Sorgen zu machen – das passiert schon mal.«

»Und daran hat sich etwas geändert?«

»Ich hatte kaum Zeit, den Papierkram zu sortieren, als wir auch schon den nächsten Todesfall reinbekamen. Allerdings mit ziemlicher Medienresonanz, und plötzlich wollten die hohen Tiere über die Fortschritte informiert und ständig auf dem Laufenden gehalten werden.«

»Inwiefern Medienresonanz?«, fragte Fennimore.

»Hast du von StayC gehört?«

»Stacey wer?«

»Nicht Stacey – StayC, mit großem C.«

»Sagt mir gar nichts«, bekannte er.

»Sie hat es bis ins Viertelfinale der Sendung *Stars!* geschafft. Dann hat man sie rausgeschmissen, weil sie dabei ertappt wurde, wie sie in einer Toilettenkabine Kokain geschnupft hat. Eine Woche später wurde sie in ihrem Zimmer im Haus ihrer Mutter tot aufgefunden, eine Subkutan-spritze im Arm. Heroin. Man hat den Vorfall als Überdosis abgetan, aber der Rechtsmediziner war nicht überzeugt – das Mädchen war nämlich nicht heroinabhängig. Ich stand schon wegen der anderen Fälle mit ihm in Kontakt, daher dachte er, dass mich die Sache bestimmt interessieren würde. Also hat er die toxikologische Untersuchung forciert, die Obduktion unterbrochen und mich angerufen.«

»Und?« Die Frage war gestellt, bevor er sich auf die Zunge hatte beißen können.

»Die Ergebnisse zeigen geringe Spuren von Heroin und auch von Methylecgonin.«

»Das Methylecgonin weist nur darauf hin, dass sie Kokain genommen hat, was du ja bereits wusstest. Es ist nicht notwendigerweise verdächtig.«

»Das sagt der forensische Berater vom NPIA auch.« Als Fennimore noch bei der Polizei gewesen war, hatte die National Crime Faculty die Polizei in forensischen Angelegenheiten beraten, aber seit 2007 war das Aufgabe der NPIA, der National Policing Improvement Agency.

»Du solltest auf deinen forensischen Berater hören«, sagte er.

»Das würde ich ja gern, aber die Zahlen sind vollkommen verrückt, Nick. Wir mussten in den letzten sechs Monaten einen sprunghaften Anstieg von Todesfällen durch Überdosis verzeichnen, und fast alle Opfer sind weiblich. Warum?«

*Vor allem weibliche Opfer? Das war interessant.* Er gestattete sich ein paar Spekulationen über die möglichen Gründe, schob dann aber die Fragen, die sich sofort aufdrängten, und die möglichen Hypothesen, die sich in der Ferne abzuzeichnen begannen, schnell beiseite. »Verrenn dich da nicht in etwas, Kate. Es sterben ständig irgendwelche Junkies. Vertrau dem Urteil deines Beraters, geh die Obduktionsberichte durch, schreib deine Stellungnahme und mach weiter.« Das klang brutal, aber er hatte sich selbst ein Versprechen gegeben, und dieses Versprechen würde er nicht brechen, nicht einmal für Simms.

»Ich fasse es nicht, dass ausgerechnet du das sagst. Daran glaubst du doch wohl selbst nicht.«

»Ich habe mit der Polizei nichts mehr zu tun, Kate. Wir beide haben von der Zeit im Dienst unübersehbare Narben davongetragen.« Er hörte sich verbittert an, und das machte ihn wütend. »Ich arbeite jetzt hinter der Front und habe außerhalb des Gerichtssaals nichts mehr mit Polizisten zu tun.« Die Wut ließ seine Stimme härter klingen, als er beabsichtigt hatte.

»Schließt du mich mit ein, Nick?«, fragte Simms. »Ist

das der Grund, warum du deine Handynummer geändert hast und nach Aberdeen gezogen bist, ausgerechnet dort hin? Damit du nichts mehr mit Polizisten zu tun haben musst und vor allem nichts mit mir?»

»Kate, du weißt doch, dass ich das nie sagen ...«

»Du bist es doch, der immer behauptet hat, dass Tatsachen nicht lügen.«

Er schwieg.

»Du arbeitest jetzt nicht mehr an der Front? Wie überaus anständig von dir. Wobei es genau das nicht ist, oder? Sondern nur eine Art und Weise, sich mit der Polizei zu arrangieren. Mir wiederum hat man diese Überdosis-Sache übertragen, weil es nichts ausmacht, wenn ich die Karre in den Dreck fahre. Das musst du dir mal vorstellen: Die Metropolitan Police ist zweihundert Meilen und fünf ganze Jahre entfernt, und sie vertrauen mir immer noch nicht. Und wenn ich die Karre in den Dreck fahre, wen juckt's? Es sterben doch ständig irgendwelche Junkies, ist es nicht so, Nick?»

Die Stille, die darauf folgte, glich der Stille nach einer Atomexplosion.

»Entschuldigung ...« Ihre Stimme zitterte. »Ich habe das alles nur so lange mit mir herumgeschleppt.«

Er holte Luft, aber sie sprach schon weiter, bevor er die richtigen Worte gefunden hatte.

»Ich bedaure nichts von dem, was ich getan habe. Aber ich habe dafür bezahlt, Nick. In welchem Maße, das kannst du dir nicht im Entferntesten vorstellen.«

Sie hatte Recht, er konnte es sich nicht vorstellen. Seine Karriere hatte sich stetig entwickelt, während ihre eingebrochen war. Und wie hatte er es ihr gedankt? Indem er sie abserviert hatte. Er hatte sie aus seinem Leben verbannt und seine Schuldgefühle wegen seines Verhaltens

tief in sich begraben. Doch das Schuldbewusstsein konnte Mittel und Wege, um die Abwehrmechanismen auszuwickeln und sich durch eine unverriegelte Tür oder ein offenes Fenster wieder in seine Gedanken und Gefühle zu schleichen.

»Also gut«, sagte er. »Wer ist dieser NPIA-Berater? Vielleicht kann ich ihn ja mal anrufen und ein paar Dinge mit ihm durchsprechen.«

»Sieh dir lieber die Obduktionsberichte an und sag mir deine Meinung dazu. Du musst nicht einmal herkommen, ich kann sie dir schicken.«

»Warum so geheimnisvoll?« Er wünschte, er könnte ihr Gesicht sehen.

»Hör mal«, beharrte sie, »ich bitte dich nur, dir die Faktenlage anzusehen und mir deine Meinung mitzuteilen. Das ist schließlich dein Job. Ich meine, du bist doch forensischer Berater, oder?«

»Schon, aber normalerweise arbeite ich nicht hinter dem Rücken meiner Kollegen.«

Sie schwieg, und für eine Weile schien das Echo der Stille in der Leitung widerzuhallen.

»Oh«, sagte er endlich. »Ich verstehe. Du denkst, mein Ruf könnte einen Schatten auf deine Ermittlungen werfen?«

Sie lachte. »Warum zum Teufel denkst du, dass ich in Manchester gelandet bin? Ich musste Abstand zur Crime Faculty gewinnen. Zu Bramshill – und zu dir.«

Dagegen konnte er schlecht etwas sagen. Es war sein Verhalten gewesen – seine bornierte, obsessive Überzeugung, dass er einfach Recht haben musste –, das ihr die Karriere ruiniert hatte. Er fühlte sich nicht gerade wie ein Held, wenn er daran dachte.

»Gesetzt den Fall, ich würde mir deine Berichte anse-

hen«, sagte er, immer noch zögerlich, »du weißt, dass ich dann sämtliche Details zu den Todesumständen brauche. Aber wenn man die Fälle als normale Überdosis behandelt hat, wird es da nicht viel geben. Niemand wird sich die Mühe gemacht haben, Fotos von den Lokalitäten zu machen – und wer weiß, was für toxikologische Untersuchungen angefordert ...«

»Halt«, sagte sie. »Ich besorge dir alles, was wir haben. Alles, was alle haben, vielmehr. Und natürlich weiß ich, was du brauchst, Nick, wir haben den Job schließlich lange genug gemeinsam gemacht.«

»Okay.« Es war nicht so, dass er sie unterschätzte, aber ohne die nötigen Details lohnte es sich gar nicht erst anzufangen. »Vielleicht werde ich ein paar Vorschläge machen, toxikologische und zytologische Analysen und eventuell ...« Entsetzt bemerkte er, dass er sich schon ernsthaft mit der Sache beschäftigte.

»Mhm ...« Sie schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Das Problem ist nur, dass ich die Sache gegen die ausdrückliche Empfehlung des forensischen Beraters verfolge. Ich hatte gehofft, dass du mir deine Einschätzung mitteilst und vielleicht unter der Hand ein paar Untersuchungen machen könntest.«

»Was verschweigst du mir, Kate?«

»Ich sagte doch schon, StayCs Tod hat die Fantasie der Menschen beflügelt – der stellvertretende Polizeipräsident hat sich sogar persönlich eingeschaltet.«

»Dann mach ihm klar, dass auch du die Sache sehr ernst nimmst. Vielleicht ist er sogar beeindruckt.«

»Das bezweifle ich.« Sie hatte die Worte fast ausgespien.

Die Kate Simms, die er gekannt hatte, war nie von solchen Ressentiments beherrscht worden. Zwar wurden die Budgets immer knapper, das hatte selbst er in der freien

Distanz zum Polizeiapparat mitbekommen, aber welcher leitende Beamte würde sich schon gewissenhaften Ermittlungen entgegenstellen? Seine Gedanken kehrten zu der Zeit bei der Crime Faculty zurück, und plötzlich hatte er einen Verdacht.

»Kate, wer ist der stellvertretende Polizeipräsident?«

Sie holte tief Luft, stieß sie wieder aus, atmete wieder ein. »Stuart Gifford.«

Für einen Moment wurde der stete sanfte Sog der Vergangenheit zu einer Flutwelle. Wut, Schrecken und Trauer übermannten ihn so heftig, dass er fast den Boden unter den Füßen verloren hätte.

»Nick? Alles in Ordnung?«

Natürlich konnte er darauf nicht ehrlich antworten, also fragte er stattdessen: »Was zum Teufel machst du dann bei der Greater Manchester Police? Wusstest du denn nicht, dass er dort ist?«

»Er ist *mir* gefolgt. Bis vor einem Monat hat er sich noch bei der Metropolitan Police hochgeschleimt. Und nur, damit du es weißt: Gifford ist auch der derzeitige Vorsitzende der Mordsektion der ACPO.« Die Association of Chief Police Officers, das Gremium der Führungskräfte der britischen Polizei, koordinierte und entwickelte Polizeistrategien. »Er kann sich darauf berufen, dass es seine Pflicht ist, die Ermittlungen genauer unter die Lupe zu nehmen.«

Fennimore rieb sich die Stirn und versuchte, den pochenden Schmerz zu lindern, der sich plötzlich hinter seinen Augen eingenistet hatte. »Hattest du je das Gefühl, dass ein Fluch über dir schwebt, Kate?«

»Das fragst du *mich*?«

Eine seiner Studentinnen kam vorbei und grüßte, aber Fennimore nahm sie kaum wahr.

Simms atmete hörbar aus. »Das hätte ich nicht sagen sollen.«

Er räusperte sich, lockerte die Krawatte und gab sich alle Mühe, das Zittern in seiner Stimme zu unterdrücken. »Wenn jemand ein Recht hat, das zu sagen, dann du.«

»Ich habe dich nicht angerufen, um mich mit dir zu streiten, Nick«, sagte sie. »Und ich schwöre dir, wenn ich eine andere Möglichkeit gesehen hätte ...« Ihre Stimme brach, und sie räusperte sich, bevor sie fortfuhr. »Aber meine unspektakuläre, anspruchslose Routinegeschichte scheint sich zu etwas ziemlich Kompliziertem auszuwachsen, und Gifford sitzt in den Startlöchern. Er wartet nur darauf, dass ich es versaue.«

»Was damals passiert ist, war meine Schuld, nicht deine.«

»Ich bin keine Marionette, Nick. Ich habe damals eine Entscheidung getroffen – es war mein eigener freier Wille.«

»Da ich kein Polizist bin, kann Gifford mir nichts anhaben, also jagt er stattdessen dich, ist es so?«

»Wenn ich ehrlich sein soll ...« Sie seufzte. »Gifford ist der Meinung, man hätte mich für das, was ich getan habe, hochkant rausschmeißen sollen.«

»Himmel, Kate ...«

»Ich sagte doch, dass ich es nicht bereue«, unterbrach sie ihn. »Aber ich musste die Drecksarbeit machen, um Chief Inspector werden zu können, Nick. Mein Soll an Nachbarschaftsarbeit habe ich bis zum Erbrechen erfüllt: Rollenspiele, Ethnopartys, Maßnahmen gegen antisoziales Verhalten und endlose verdammte Gesellschaftsabende. Aber ich bin Kriminalpolizistin, und ich will mich als Kriminalpolizistin auch beweisen. Deshalb bitte ich dich um Hilfe.«

In den gesamten letzten fünf Jahren hatte sie ihn nie um etwas gebeten. Er wusste, wie schwer es für sie sein musste,

sich jetzt an ihn zu wenden. Er würde sie nicht noch einmal bitten lassen.

»Okay«, sagte er. »Was hast du?«

»Namen, Daten, den Bericht der Fallanalytiker, ein paar toxikologische Befunde. Mit den Fällen waren verschiedene Coroner befasst, deshalb warte ich noch auf Rückmeldungen.«

»Es hört sich an, als wäre dir der Rechtsmediziner, der am Fall von StayCs Tod beteiligt war, wohlgesinnt«, sagte er. »Vielleicht kannst du über ihn noch ein paar Details in Erfahrung bringen. Er kann sie mir per E-Mail schicken, und wenn sie ihm nur auf Papier vorliegen, soll er alles faxen. Ich schicke dir eine SMS mit der Nummer und der Adresse meines Büros.«

»Okay, in einer Stunde hast du alles. Wann wirst du ...?«

»Heute Abend. Aber es kann spät werden.«

»Gut, kein Problem. Du kannst mich jederzeit auf meinem Handy erreichen. Jederzeit.« Nach einem schwer zu ertragenden Schweigen sagte sie: »Also, ich sollte jetzt besser ...«

»Kate, leg nicht auf.« Wenn er jetzt nicht fragte, würde er es nie tun. »Wie geht es deiner Familie?« *Deiner Familie*, als könne er sich nicht an die Namen erinnern. Als wäre ihm entfallen, dass Simms' Tochter Becky und seine eigene Tochter unzertrennlich gewesen waren. *Gut gemacht, Fenimore. Nein, wirklich, absolut einfühlbar.*

## 2

Marta macht sich für einen Kunden zurecht. Sie trägt ein kurzes rotes Wickelkleid, Seidenstrümpfe und High Heels. Ihr Körper ist geschmeidig, anmutig, der Körper einer Tänzerin. Ihren Freiern erzählt sie, dass sie zum Ballett gehen wollte, dann aber zu groß geworden sei. Mit fünfzehn sei es mit der Tanzkarriere vorbei gewesen. Das stimmt zwar nicht, aber ihren Kunden gefällt die Geschichte. Sie hat lange geübt, wie sie gehen und sich drehen muss und wie man den Kopf so ausdrucksvoll neigt wie Balletttänzer. Ihr eisblondes Haar trägt sie halblang. An den Schläfen ist es leicht gestuft und auf Höhe der feinen Kieferlinie glatt abgeschnitten.

Der Raum ist sauber, dunkelrot und cremefarben gestrichen und hat einen L-förmigen Grundriss. Im Fuße des L, hinter der Ecke, befindet sich eine Duschkabine. In dem Regal links von der Dusche liegen weiche, flauschige Handtücher – auch sie sind cremefarben und rot, damit sie zur Einrichtung passen. Die erotischen Bilder und die Spiegel haben goldene Rahmen. Das Licht kann gedimmt werden, was meist auch geschieht. An der Raumseite steht eine Massageliege, gegenüber dem großen Plasmabildschirm das Doppelbett. Dreiundzwanzig Pornokanäle und eine Auswahl an DVDs sind im Preis inbegriffen. Sie befindet sich in der Luxussuite. Rob ist ein besonderer Kunde.

Sol Henry begleitet ihn persönlich herein, klopft ihm auf den Rücken und sagt: »Marta – wie du wolltest. Sie ist extra für dich gekommen.«

Rob mustert sie, als würde er darüber nachdenken, was er mit ihr anstellen soll. Er ist ein großer Mann – groß und kräftig. Die großen Männer sind oft die sanftesten. Sie sind vorsichtig, damit sie einem mit ihren plumpen Händen nicht wehtun. Aber Rob ist nicht vorsichtig. Er ist einer von den großen Männern, die gern ihre Macht demonstrieren.

Sol ist kleiner als sein Kunde, dazu untersetzt, aber wenn es darauf ankommt, reagiert er blitzschnell. Er rasiert sich den Schädel, weil er dicke schwarze Locken hat, die ihm seiner Meinung nach ein weichliches Aussehen verleihen. Er reicht ihr ein Päckchen. Es hat die Größe eines Backsteins, ist in graues Plastik eingewickelt und mit Paketband verklebt. Er gibt es ihr vor Robs Augen. Sie haben aus irgendeinem Grund ein paar große Lieferungen verloren, seit sie dabei ist, und Rob soll Abhilfe schaffen. Das weiß sie allerdings nur, weil sie an Türen lauscht und sich Zeit lässt, wenn sie bei Besprechungen Kaffee serviert. Das Päckchen ist eine offizielle Botschaft an sie: Rob ist einer von ihnen. Sie schaut Sol demonstrativ ausdruckslos an.

Seine Augen blitzten amüsiert auf: *Tja, das Leben ist voller Überraschungen, was?* Er legt einen Umschlag aufs Bett. »Für dich. Die Adresse ist im Kuvert. Um zwei, okay?«

Sie schaut auf die Uhr. Um zwei muss sie woanders sein, aber wenn Rob schnell ist, kann sie sich noch waschen, das Päckchen abliefern und trotzdem den Termin einhalten. »Ja, das dürfte ich schaffen.« Sie hat einen osteuropäischen Akzent, ihre Stimme ist voller Wärme.

Sol zieht eine Augenbraue hoch. »Was hast du denn sonst noch vor, mitten am Tag?«

Sie lächelt. »Wenn ich dir das erzählen würde, wärst du nur schockiert.«

Er lacht und schaut Rob an, um seine Reaktion zu sehen.  
»Sie ist ihr Gewicht in Gold wert, das Mädchen.«

»Meinst du? Mir scheint eher, ich könnte sie mit einer Hand hochheben.« Rob blickt ihr in die Augen, während er spricht. Er scheint nicht Sols Meinung zu sein.

Diesmal lacht Sol nicht, sondern schaut Marta nur an.  
»Alles klar?«

Sie nickt, und Sol wendet sich zum Gehen. Seine Hand liegt schon fast auf der Türklinke, als er sich noch einmal umdreht.

Rob runzelt die Stirn. »Was vergessen, Sol?«

Die beiden Männer schauen sich an, als wäre Marta nicht da.

Sol geht zurück und legt seine Hand auf Robs Arm. »Sei lieb zu ihr.«

Robs Lächeln kommt ein wenig zu spät, um aufrichtig zu wirken. Er sieht erst auf Sols Hand hinab, dann wieder in Sols Gesicht, aber Sol rührt sich nicht und schaut auch nicht weg. Das war eine Warnung, und es ist überdeutlich, dass Rob nicht gern gewarnt wird. Schließlich lächelt er dennoch und klopft Sol auf die Schulter. »Lieb? Ich bin doch stets die Liebenswürdigkeit in Person, oder etwa nicht, Sol?«

Sol lässt seine Hand noch einen Moment, wo sie ist, und Rob versucht nicht, sie abzuschütteln. Seine Augen schweifen nach links, und Sol nickt zufrieden.

Rob starrt auf die Tür, als könne er Sol Henry den Flur entlangschlendern sehen. Eine halbe Minute später wendet er sich an Marta. Er sieht nachdenklich aus. »Was hast du mit ihm angestellt?«

Marta bemüht sich, unbeteiligt zu wirken. »Ich verstehe nicht?«

»Der ist dir ja vollkommen hörig. So hab ich Sol Henry noch nie erlebt.«

Sie nimmt das Päckchen, das Sol Henry ihr gegeben hat. »Er schätzt meine Verlässlichkeit«, sagt sie.

»Bist du nie neugierig?«

»Worauf?«

Er deutete mit dem Kinn auf ihre Hand. »Darauf, was du für ein Teufelszeug du in hübschen Päckchen durch die Stadt trägst?«

»Ihr habt hier eine Sprichwort, das heißt ungefähr so: ›Neugierige Katzen verkohlen sich die Tatzen?«

»Verbrennen sich die Tatzen.«

Sie zuckt mit den Achseln. »Wie auch immer, in jedem Fall verletzen sie sich dabei.« Sie legt den Backstein in ihre Umhängetasche und nimmt den Umschlag vom Bett. »Nur das hier interessiert mich.« Das Kuvert ist mit Zwanzigern gefüllt.

»Wo wir schon mal dabei sind ...« Er holt seine Brieftasche heraus, wie er es jedes Mal tut, und sie winkt wie jedes Mal ab.

»Darum hat sich schon jemand gekümmert«, sagt sie. »Das geht aufs Haus.«

»Und wie wär's mit einem kleinen Extra?«

Sie lächelt geduldig. Das Spielchen haben sie schon öfter gespielt. »Extra?«

»Ein Special.«

Sie streichelt das fleischige Gewebe zwischen seinem Daumen und Zeigefinger. »Rob, ich bin dein Special.«

»Komm schon ... Nur ein kleines Spielchen.«

Sie signalisiert ihre Ablehnung mit einem Lächeln.

»Okay, wie wär's dann mit Französisch ohne für einen Extrazwanziger?« Die meisten Mädchen sind dazu bereit, und zwar ohne Aufpreis. Marta nicht.

Sie hält ein kleines quadratisches Päckchen zwischen Daumen und Zeigefinger, die bronzefarbene Verpackung schimmert im Licht. »Ihre Eintrittskarte, Sir«, sagt sie, und ihre Stimme ist noch immer sanft und warm. »Gefühlsrecht. Extradünn.« Er scheint protestieren zu wollen, aber sie fügt hinzu: »Keine Vorstellung ohne gültige Eintrittskarte, tut mir leid.«

Ein dunkler Schatten huscht über Robs Gesicht. Er ist es gewohnt, andere herumzukommandieren. Er ist es nicht gewohnt, dass jemand Nein sagt.

»Du denkst, ich bin krank, Marta? Hast du Angst, ich könnte dich anstecken?«

Sie lässt den Finger sanft über seinen Oberkörper gleiten. Sofort spannen sich seine sämtlichen Brustmuskeln an. Sie spürt die Hitzewellen, die er aussendet. Sie tritt näher, stellt sich auf die Zehenspitzen und legt die Finger auf seine Schultern. Ihr Mund ist jetzt so nah an seinem Ohr, als wollte sie ihn küssen. »Tut mir leid, Darrlink«, flüstert sie mit übertriebenem Akzent. »Nurr auf Nummerr sicher.«

Sie dreht sich weg und will einen Schritt machen, aber er packt sie unsanft am Handgelenk. Rot glühender Schmerz jagt durch ihren Arm, während in seinen Augen dumpfe Wut lodert. Ihr Herz macht einen Satz, und all ihre Instinkte raten zum Kampf, aber sie entspannt sich, dreht sich um und überlässt sich seiner Umarmung. Ihre Gesichtszüge nehmen den Ausdruck staunender Neugierde an.

»Sei lieb«, sagt sie. Sie will ihn daran erinnern, dass es Sol nicht gut aufnehmen würde, wenn er grob zu ihr wäre.

Die Wut in seinen Augen flackert noch einmal auf, dann erstirbt sie, und er stößt ihren Arm fort. »In Ordnung«, sagt er. »Du hast gewonnen.«

»Nein, mein Freund«, sagt sie und tätschelt ihm sanft die Wange. »Wir beide haben gewonnen.«

Sie geht zum Spiegel am Ankleidetisch, richtet sich die Haare, kontrolliert den Lippenstift. Ihre Gesten sind übertrieben und selbstbewusst, damit er bloß nicht sieht, dass ihre Hände zittern.

### 3

Hinterher duschen sie, und sie bringt ihn zur Tür. Zurück im Raum duscht sie erneut. Sie nimmt sich die Zeit, Robs Spuren vollständig von ihrem Körper abzuwaschen, dann trocknet sie sich sorgfältig ab und setzt sich nackt an den Ankleidetisch, um die Schminke aufzufrischen. Ihr Handgelenk ist leicht gequetscht, sonst hat er keine Spuren hinterlassen.

Eine echte Gefahr hat nie bestanden. Jeder Raum hier ist mit Überwachungskameras ausgestattet. In diesem Moment schaut sie in die Linse einer kleinen Kamera, die in die Aufhängevorrichtung des Spiegels eingebaut ist.

Der Schreibtisch im Büro steht vor der Tür zu einer Vorratskammer. Tag und Nacht sitzt einer der Henry-Brüder hinter diesem Schreibtisch. Wenn keiner von beiden im Büro ist – nun, dann sollte auch sonst niemand dort sein. Das hat zur Folge, dass noch nie jemand hinter die magnolienweiße Tür geschaut hat. Nicht die anderen Mädchen und auch nicht Rob, der für die Brüder wichtiger zu sein scheint, als sie gedacht hat. Aber er ist immer noch ein Freier, und wenn er herausbekäme, was sich dort befindet, wäre er bestimmt nicht begeistert.

Marta war schon in dem kleinen, fensterlosen Raum, weil Sol sie mit hineingenommen hat. Die anderen Mädchen fantasieren, dass sich darin ein Lager von Pülverchen und Kräutern und Pillen befindet, die sich schachtelweise hinter der Tür stapeln, aber dafür sind die Henrys zu vorsichtig. In unmittelbarer Umgebung wird nichts Belasten-

des aufbewahrt. Die Lager sind vielmehr über die ganze Stadt verstreut – Marta weiß das, da sie die Hälfte davon schon mit Nachschub beliefert hat. Als Sol sie zum ersten Mal in die Kammer mitnahm, erwartete sie also keine vollgestopften Regale, aber auch keine Bildschirmwand oder DVD-Player, die mit dem Monitoren verbunden waren, dazu Unmengen an USB-Sticks zum Abspeichern.

Sie betrachtete, was sich auf den Bildschirmen abspielte: Männer in verschiedenen Stadien der Entkleidung, fickend oder den Schwanz im Mund der Frauen oder den Kopf zwischen ihren Oberschenkeln begraben. »Ihr zeichnet alles auf?«

Sol stand hinter ihr und liebte ihren Hals. »Mhm ...« Er schob seine Hand unter ihre Bluse und legte sie auf ihre Brust.

»Warum zeigst du mir das?«

Er drückte mit der linken Hand ihr Kinn herab und bedeckte die markante Linie ihres Wangenknochens mit Küssen, während er mit der rechten an ihrem Brustwarzenpiercing drehte. »Weil ich dir vertraue.«

Sie entzog sich ihm und schaute ihm ins Gesicht. »Oder weil das der einzige Ort ohne eure kleinen Spionagekameras ist?«

Er lachte. »Das mag ich so an dir, Marta. Du bist einfach schlauer als die anderen.«

»Klar, ich schalte meinen Verstand nie ab.« Sie betrachtete wieder, was auf den Monitoren vor sich ging, und drückte ihren Hintern gegen seine Erektion. »So wie jetzt. Im Moment denke ich, dass du mich mit hierhin mitgenommen hast, weil du mich bumsen willst und dein Bruder nichts davon erfahren soll.«

Er knetete ihre Brust, wie hypnotisiert von den Frauen und ihren Kunden, die auf zwölf verschiedenen Bildschir-

men fickten, saugten und leckten. »Frank ist noch einer von der alten Schule«, sagte er, und seine Stimme war jetzt heiser. »Seiner Meinung nach müssen Geschäft und Vergnügen strikt getrennt werden.«

»Wenn ich mit dir bumsen würde, wäre Frank also nicht begeistert?«

»Was Frank nicht weiß, macht ihn nicht heiß, oder?«

Sie griff nach hinten, um mit der linken Hand seinen Hintern zu streicheln, während sie den Blick durch den Raum schweifen ließ. Ein Aktenschrank, ein Wandsafe, beides unverschlossen. Stapelweise CDs – Erinnerungen an fickende Männer und simulierende Frauen. *Ist es das wert? Soll ich mit Sol bumsen, nur um mich gründlicher hier umschauen zu können?* Sol ließ seine freie Hand an ihrem Körper bis in den Schritt hinabgleiten. Sie wusste, dass sie sich entscheiden musste. Wenn seine Finger erst einmal in ihrem Höschen steckten, gäbe es kein Zurück mehr. *Ja*, beschloss sie. *Ich möchte wissen, was in diesem Safe ist.*

So erfuhr Marta, dass Rob, wenn er hinter ihr stand, auf ihren Arsch schaute. Und so erfuhr sie auch, dass Sol sie in der Kammer auf dem Monitor beobachtete.

Jetzt schaut sie in die kleine schwarze Kameralinse, die wie ein Haken aussieht, und nickt leicht. Sol würde es nicht zulassen, dass Rob zu weit geht. Rob mag ein wichtiger Mann fürs Geschäft sein, aber auch Marta hat ihren Wert, der mit jeder Transaktion steigt, mit jeder Lieferung und jeder Abholung, mit jeder Botschaft, die sie übermittelt, und mit jedem geschätzten Kunden, den sie beglückt.

*Vollkommen hörig*, denkt sie. Ein sonderbarer Ausdruck für: *zerfressen von Begierde*, aber auch für: *jemandem verfallen sein*. Und es stimmt: Sol ist ihr vollkommen hörig. Das muss Rob ihr nicht erst sagen, das weiß sie – sie hat Sol schließlich monatelang umgarnt.

# 4

*Nicht alles, was man zählen kann, zählt auch,  
und nicht alles, was zählt, kann man zählen.*

Spruch in Albert Einsteins Büro in Princeton

Nick Fennimore schaute von seiner Arbeit auf. Irgendwo auf dem Flur war eine Tür zugeknallt und hatte ihn aus der konzentrierten Prüfung der Zahlen gerissen. Es war sieben Uhr abends; vielleicht machte der Sicherheitsdienst seine Kontrollrunde. Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, stand auf und streckte sich. Sein Rücken machte sich bemerkbar, seine Gelenke knackten und knirschten. Der Wind, der von der Nordsee durch die Straßen heulte, rüttelte an der Ampel an der Ecke St. Andrew Street, Crooked Lane. Sie sprang auf Grün, während er seine Glieder einrenkte, die ihm zwanzig Jahre Sportklettern am Wochenende empfindlich übel nahmen. Und dass er sich den Rest der Zeit über Mikroskope und Computertastaturen beugte, machte es auch nicht gerade besser.

Gute vier Stunden lang hatte er die Daten studiert, die Kate Simms ihm gemailt hatte. Noch hatte er keine Schlüsse aus ihnen gezogen, aber sie hatten ihn an eine traurige Wahrheit erinnert: Es gab wirklich nichts, was ein Süchtiger nicht für einen Fix tun würde. Die Obduktionsberichte hatten wiederholt STD-Infektionen festgestellt – sexuell übertragbare Infektionen und Erkrankungen. Verklebte und entzündete Eileiter, sodass die Opfer unentwegt Schmerzen gehabt haben mussten, Geschwulste, innere

Narben, alte Blutergüsse, die von neuen überdeckt wurden, dazu Peitschen- und Fesselmale von Sadomaso-Spielen und geheilte Brüche. Die Lektüre war verstörend.

Die Ampel sprang zum zweiten und dann zum dritten Mal von Grün über Gelb auf Rot, aber Fennimore konnte sich nicht aufraffen, sich wieder über seine Papiere zu beugen. Es war Zeit für einen Kaffee.

Er besaß ein Haus am See, aber während des Semesters mietete er normalerweise eine Wohnung bei den Union Terrace Gardens, in der er aber kaum je war. Er hatte sich ein Schlafsofa ins Büro geschmuggelt und blieb meistens über Nacht. Der Raum war vollgestopft mit Papieren, in den Regalen standen die Bücher in zwei oder sogar drei Reihen, und mehr als ein Dutzend Plastikkisten mit Fallakten und Zeitschriften war in den Ecken, unter dem Schreibtisch und hinter der Tür verstaut.

Die Cafeteria war schon seit ein paar Stunden geschlossen, aber im dritten Stock gab es eine kleine Teeküche, die man in eine Besenkammer nahe dem südöstlichen Treppenaufgang gequetscht hatte. Vom Sicherheitsdienst war nichts zu sehen, aber es war natürlich keine Seltenheit, dass Türen knallten. Der Zutritt zur Küche blieb den Angestellten vorbehalten und war nur mit einer Chipkarte möglich. Er wartete, bis das elektronische Schloss drei Mal piepte, wodurch seine Identität bestätigt wurde, und stieß die Tür mit der Schulter auf. Er war überrascht, als er Josh Brown am Küchentresen Kaffee kochen sah.

Josh schien ebenso verblüfft. »Professor Fennimore.« Er hatte einen Stapel Bücher auf den Küchentisch deponiert, darunter auch Fennimores *Glückssachen und schlechte Statistiken*.

»So spät noch fleißig?«, fragte er ihn.

»Fallrecht«, sagte Josh.

»Das könnten Sie auch zu Hause lesen«, merkte Fennimore an.

»Zu viel Ablenkung.«

Josh war in der Neun-Uhr-Vorlesung für Erstsemester gewesen und schien so lange in der Uni bleiben zu wollen, wie es Studenten gestattet war. Ablenkungen romantischer Natur konnte er also offenbar nicht meinen. Fennimores eigene Wohnung lag an einer ruhigen Einkaufsstraße, die nach sieben Uhr abends meist wie ausgestorben war, aber er ging so lange nicht hin, bis er die Notwendigkeit, in einem richtigen Bett zu schlafen, nicht länger ignorieren konnte. Daheim – und selbst in einem Daheim fern von daheim – stürmten die Gedanken, die er während der Arbeit erfolgreich verdrängen konnte, mit aller Macht wieder auf ihn ein. Und Fennimore hatte lange genug gelebt, um eine Menge an schmerzlichen Erinnerungen anzuhäufen. Josh hingegen war erst dreiundzwanzig.

Seit fünf Monaten saß er an seiner Doktorarbeit und perfektionierte nebenbei die Labortechniken, die er verpasst hatte, für seinen ersten Abschluss zu lernen. Er war eine Art Irrlicht, anwesend und abwesend zugleich. Alle kannten ihn, aber niemand kannte ihn gut. Er war knapp eins achtzig groß, sein Haar war hochgegelt wie bei den meisten seiner Altersgenossen, und wie sie trug er die übliche städtische Uniform: Kapuzenjacke, T-Shirt, weite Jeans. Hinter dem Look schien bei ihm allerdings eher der Versuch zu stecken, nicht auffallen zu wollen. Seine Kleidung und seine Unauffälligkeit wirkten wie eine Art Tarnung.

Die Kaffeemaschine zischte und röchelte, und Fennimore ertappte sich dabei, auf die Bücher zu starren. »Ihre Doktorarbeit beschäftigt sich mit der Relevanz der Fortschritte in der DNA-Technologie für die Wiederaufnahme

ungeklärter Fälle, oder?« Er deutete mit dem Kinn auf die Bücher und die Zeitschriften.

»Die sind nicht für meine Arbeit. Reines Interesse.«

Seine kurze, nichtssagende Antwort weckte Fennimores Neugierde. »Interesse woran?«

»Am Fall Sally Clark.«

»Sally Clark. Rechtskräftig verurteilt wegen des Mordes an ihren zwei kleinen Kindern.«

»Zu Unrecht verurteilt. Beide sind an plötzlichem Kindstod gestorben.«

Viele Studenten hätten ihm nicht widersprochen. Fennimore unterdrückte ein Lächeln. »Nun ... Wissen Sie ... Viele Leute schieben den plötzlichen Kindstod nur vor.«

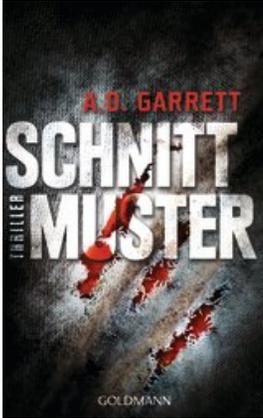
»Es lag nichts gegen sie vor, die Staatsanwaltschaft hat die Statistiken missbraucht.« Joshs Akzent war nicht leicht einzuordnen, aber wenn er sich aufregte, schwang ein wenig Essex mit.

»Meinen Sie?«

Josh starrte ihn an. »Das gesamte Plädoyer der Staatsanwaltschaft war auf einem fadenscheinigen Argument aufgebaut.«

Fennimore zupfte sich am Ohr. »Man hat sich auf die Annahme gestützt, dass es sich, wenn *ein* Fall von plötzlichem Kindstod in einer wohlhabenden Mittelklassefamilie schon äußerst unwahrscheinlich ist, bei zwei Todesfällen nicht mehr um einen Zufall handeln kann. Ist das nicht nachvollziehbar?«

»Nachvollziehbar?« Josh nahm die Kaffeekanne von der Heizplatte. »Man hat sich nicht einmal die Umgebung angeschaut, das Haus, die herrschenden Temperaturen, die ... die Tatsache, dass beide Babys kurz vor ihrem Tod geimpft wurden. Ihre genetischen Faktoren wurden nicht berücksichtigt, nicht das Geschlecht und auch nicht ...«



A.D. Garrett

**Schnittmuster**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48039-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2014

In Manchester tauchen die Leichen mehrerer Drogensüchtiger auf. Junkies, an irgendeiner Designerdroge gestorben – nichts Besonderes. DI Kate Simms' Vorgesetzte geben den Fall gerne an ihre nicht sonderlich geschätzte Mitarbeiterin weiter. Als aber eine Prominente am gleichen Stoff stirbt, werden die Medien aufmerksam. Dann wird eine weitere Frauenleiche gefunden: grausam zugerichtet, mit einem merkwürdigen Zickzackmuster auf dem Rücken. Simms braucht dringend Hilfe in diesem bizarren Fall. Und es gibt nur einem Menschen, dem sie blind vertraut: Forensik-Professor Nick Fennimore. Simms und Fennimore ermitteln – und ahnen nicht, dass sie selbst längst am Abgrund stehen ...